

GRAPHISCHE PRESSE

Nr. 3/46. Jg.

20. Jan. 1933

ORGAN DES VERBANDES DER LITHOGRAPHEN, STEINDRUCKER UND VERWANDTE BERUFE.

Abonnement Die „Graphische Presse“ erscheint wöchentlich freitags. Abonnementpreis mit „Graphischer Technik“ 0,50 RM. aussch. Zustellung pro Monat. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. (Post-Zeitungs-Katalog Nr. 3573). Für Länder des Weltpostvereins 1.—RM.

Redaktion:

Hans Ronnger, Berlin W 9, Königin-Augusta-Straße 12. Redaktions-
schluß: Montag, Fernruf: B 2, Litzow 5583.
Verlag: Johannes Hoff, Berlin W 9. — Druck und Expedition:
Conrad Müller, Schkeuditz-Leipzig, Augustastraße 8—9.

Insertion Für die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 0,50 RM. bei Wiederholung Rabatt. Für Verbandsmitglieder sowie Verbandsanzeigen 0,30 RM. pro Zeile. Beilagen nach Übereinkunft. — **Zuschriften an die Expedition erbeten.**

Postverlagsort: Schkeuditz

Verantwortlicher Schriftleiter: Hans Ronnger, Berlin W 9, Königin-Augusta-Straße 12. Für den Inseratenteil verantwortlich: Conrad Müller, Schkeuditz-Leipzig, Augustastraße 8-9.

Weltgeld für Arbeitsbeschaffung

Der kapitalistische Unternehmer hat in der Krise völlig versagt. Er produziert nicht, da er keinen Absatz hat. Infolge des Absatzmangels schwindet sein Profit, weshalb auch seine Unternehmungslust schwindet. Er hat keinen Absatz, weil bei gewaltig ausgedehnten Produktionsanlagen, die häufig mit großen Schulden belastet sind, kein Bedarf nach neuen Anlagen vorliegt und infolge der zusammengeschrumpften Massenkaufkraft die Nachfrage nach Verbrauchsgütern zurückging. Die Stockung des Absatzes von Verbrauchsgütern verursacht die Stockung in den Produktionsmittelindustrien, die den Konsummittelindustrien laufend Produktionsmittel liefern. So stellt denn das deutsche Konjunkturinstitut (Wochenbericht vom 21. Dezember 1932) fest: „Aussichten auf eine wesentliche Erhöhung der privaten Anlagen sind zur Zeit nicht gegeben. Angesichts der nicht ausgenutzten Leistungsfähigkeit der Anlagen und der Lage des Kapitalmarktes besteht weder ein Bedürfnis zur Erweiterung bestehender, noch zur Errichtung neuer Produktionsanlagen.“ Und einige Zeilen weiter: „Die Zukunft der Investitionstätigkeit und damit die Zukunft von Arbeitsmarkt und Verbrauch, hängt also zunächst von den öffentlichen Investitionen ab.“ D. h. allein die öffentliche Arbeitsbeschaffung kann dem Arbeitsmarkt eine Hilfe bringen.

Gleich wird dort jedoch, leider mit Recht, die Feststellung gemacht, daß der öffentlichen Arbeitsbeschaffung, so wie die Dinge heute stehen, enge Grenzen gesetzt sind. Diese Grenzen sind in der Tat da, und machen es begreiflich, daß die Gewerkschaften und die Sozialdemokratie, die die Pläne zur Arbeitsbeschaffung am frühesten aufgegriffen und gefördert haben, auf diese Grenzen Rücksicht nehmen müssen. Aus ersparten Geldkapitalien oder aus Besitzsteuern kann man heute eine großzügige Arbeitsbeschaffung nicht finanzieren, zum Teil, weil der kapitalistische Staat für die Beschaffung solcher Geldkapitalien seine Machtmittel nicht verwenden will, zum Teil weil sie nach dem Kapitalschwund in der Krise nicht in ausreichenden Mengen vorhanden sind. Somit müßte man die öffentliche Arbeitsbeschaffung durch Schöpfung neuen Geldes finanzieren. Auch dieser Weg ist jedoch nur in engen Grenzen gangbar, weil die Geldschöpfung, in großem Umfange durchgeführt, uns das zweifelhafte Vergnügen der Inflation beschären würde. Eine allzu starke Vermehrung der Geldmenge würde nämlich das Preisniveau in die Höhe bringen. An sich wäre eine bestimmte Erhöhung des Preisniveaus, wenn sie mit erhöhter Produktionstätigkeit und Beschäftigung einhergehen würde, nicht von Übel, ja sie hätte den Vorteil der Erleichterung der heute kaum erträglichen Schuldenlast verschuldeter Unternehmen. Sie wäre aber mit Gefahren verbunden, die nicht riskiert werden können. Die Ausfuhr müßte nämlich in diesem Fall, bei Aufrechterhaltung der Goldwährung, zurückgehen, weil die Konkurrenzfähigkeit des Landes mit überhöhten Preisen auf dem Weltmarkt zurückgehen müßte, was dann die Beschäftigung von der anderen Seite her ungünstig beeinflussen würde. Die Ausfuhr darf aber auch deshalb nicht zurückgehen, weil gerade eine Belebung der Produktion einen höheren Einfuhrbedarf an Rohstoffen mit sich bringt, der allein durch erhöhte Ausfuhr befriedigt werden kann. Eine Verschlechterung der Handelsbilanz würde die am Rand des Defizits stehende Zahlungsbilanz weiter verschlechtern und die Aufrechterhaltung der Goldwährung nicht länger ermöglichen. Die Aufhebung der Goldwährung drohte jedoch mit der Gefahr, daß nun Deutschland von den internationalen Kapitalmärkten abgeschnitten sein würde. Hinzu kommen andere Gefahren einer Inflation, die sich auf die eigene Geldschöpfung, ganz einerlei ob Bank-

noten, Feder-Geld oder Arbeitswechsel, stützte: Inflationsangst verbunden mit der bekannten Flucht in die Sachwerte, Kapitalflucht usw. Die Eindämmung der einmal begonnenen Geldschöpfung ist aber sehr schwer, da erfahrungsgemäß starke Tendenzen vorhanden sind, die einmal begonnene Inflation bis zur völligen Geldentwertung vorwärts zu treiben.

Da nützt u. E. auch eine gesetzliche Begrenzung der Geldvermehrung wenig, da diese durch ein neues Gesetz stets aufgehoben werden kann! Was aber ein solcher Zusammenbruch des Geldwertes bedeutet, haben wir im Jahr 1923 erlebt.

Es soll nun hier kurz ein Plan erörtert werden, der möglicherweise einen Ausweg aus dieser Lage bieten könnte. Er wird vom englischen Nationalökonom J. M. Keynes vertreten, der ihn kürzlich in der Zeitschrift „The New Statesman“ und nachher in deutscher Übersetzung im „Wirtschaftsdienst“ (Nr. 51) veröffentlichte, mit der Bemerkung jedoch, daß der Plan nicht von ihm selbst stamme. Der Plan soll einen Beitrag für die Weltwirtschaftskonferenz, die im Sommer 1933 abgehalten werden soll, liefern. Es besteht die Gefahr, daß die Weltwirtschaftskonferenz sich darauf beschränken wird, fromme Entschlüsse und Empfehlungen zu verkünden, die dann von den teilnehmenden Ländern nicht befolgt werden. Umsonst würde man z. B. eine Entschließung annehmen, die beteiligten Länder möchten die Zölle und andere Einfuhrhemmnisse abbauen. Man würde diese Empfehlung ebensowenig durchführen wie etwa eine andere Empfehlung, die die Abschaffung der Zwangsbewirtschaftung des Auslandsgeldes verlangt. Sind doch diese Maßnahmen nur Folgeerscheinungen der Krise der Zahlungsbilanzen, die von einem einzigen Lande nicht beseitigt werden könnten. Eine großzügige internationale Kredithilfe in der Weise, daß die reichen Staaten den armen große Anleihen zur Beseitigung der Defizite ihrer Zahlungsbilanzen gewähren, ist angesichts der großen Staatsdefizite der goldreichen Länder ziemlich aussichtslos.

Der Ausweg, der unter solchen Verhältnissen offenstände, wäre eine internationale Geldschöpfung. Das wäre also dasselbe, was wir oben, im großen Umfange durchgeführt, für ein einziges Land, insbesondere für ein Schuldnerland wie Deutschland, ablehnen mußten. Anders wäre es aber, wenn auf Grund einer internationalen Vereinbarung die Geldmenge nicht allein in einem Land, sondern in sämtlichen wichtigen Ländern zugleich und gleichmäßig in einem international begrenzten Umfang ausgedehnt werden könnte. In diesem Falle nämlich bestünden nicht die oben angedeuteten Gefahren der Verschlechterung der Handelsbilanz und des Fortschreitens des Inflationsprozesses.

Würden sich demnach sämtliche Länder verpflichten, ihre Geldmengen nach einem bestimmten Schlüssel zu erweitern, so könnten diese Länder bei steigendem Preisniveau ihrer Güter Geld zur öffentlichen Arbeitsbeschaffung (bzw. zur Steuererleichterung oder zur Erhöhung der gedrosselten Staatsausgaben) erhalten, ohne die geschilderten Inflationsgefahren heraufzubeschwören.

Der Plan von Keynes und Genossen will zum gleichen Erfolg auf eine andere Weise, nämlich durch die Schaffung von einer Art „Weltgeld“ kommen, das nicht die in den einzelnen Ländern bestehenden Geldarten etwa ersetzen, sondern diese ergänzen soll. (Wir möchten dieses Geld als Weltgeld bezeichnen, obwohl als „Weltgeld“ in engerem Sinne nur ein Geld gelten dürfte, das in vielen Ländern, wenn auch nicht die ausschließliche, so doch die überwiegende Geldart ist.) Die Weltwirtschaftskonferenz könnte z. B. beschließen, ein solches internationales Geld im Betrage von 5 Milliarden Dollar auszugeben. Diese Geldmenge, die am besten von der Bank für Internationalen

Zahlungsausgleich (B.J.Z.) ausgegeben werden könnte, müßte unter den einzelnen Ländern aufgeteilt werden entsprechend ihrer „ökonomischen Wichtigkeit“ (Keynes) offenbar so, daß die goldreichen Länder, die auf Grund ihres Goldvorrats die Geldmenge auch aus eigener Kraft auszuweiten in der Lage sind, von diesem Weltgeld entsprechend weniger erhalten sollen als die goldarmen Schuldnerländer. Das Weltgeld soll in allen beteiligten Ländern als gesetzliches Zahlungsmittel anerkannt und in den Geldeinheiten der betreffenden Länder eingelöst werden, in den Goldwährungsländern entsprechend dem bestehenden Münzfuß (d. h. zur Goldparität), in den Papierwährungsländern zu den jeweiligen Wechselkursen des Papiergeldes gegenüber bestimmten Goldwährungsländern. Das Weltgeld müßte dann allmählich zurückgezogen werden, wenn das Preisniveau der wichtigsten Welthandelswaren einen bestimmten Stand erreicht haben würde. (Eine Geldmengeneinschränkung brauchte diese Zurückziehung nicht zur Folge haben, da das Weltgeld dann durch nationales Geld ersetzt werden könnte.)

Keynes bezeichnet nun dieses von uns Weltgeld genannte internationale Geld als Goldzertifikate. Goldzertifikat nennen wir aber ein solches Geld, das zu 100 Prozent mit Gold gedeckt ist. Da für das geplante Geld eine solche Golddeckung nicht vorhanden wäre, ist die Bezeichnung wohl irreführend. Sie ist eher als ein Scherz gedacht, da Keynes sagt: ebenso wie die Entdeckung eines verborgenen Goldschatzes plötzlich einen Goldreichtum für das betreffende Land hervorzaubern könnte, wäre es möglich, daß wir den verborgenen Schatz in unserer Vorstellung „denken“ als ob er wirklich da wäre. Das ist allerdings nur ein Spiel mit Worten. Das geplante Weltgeld wäre zwar kein Goldzertifikat, jedoch ein Goldgeld, da es gegen die Banknoten der einzelnen Länder umgetauscht werden kann und diese wieder in den Goldwährungsländern in Gold. Aus dieser Einlösungspflicht könnten sich allerdings für ein Land mit Zahlungsbilanzdefizit Schwierigkeiten ergeben, die jedoch durch die gleichzeitige Organisation einer internationalen Kredithilfe beseitigt werden könnten.

In der internationalen Geldvermehrung erblickt Keynes auch das Mittel für die Wiederherstellung der Goldwährungen in den Ländern, die diese aufzuheben gezwungen waren. Denn erst die von ihr vermittelte Erhöhung des internationalen Preisniveaus könnte die Schuldenlast der Schuldnerländer derart erleichtern, daß sie die Wiederherstellung der Goldwährung wagen können, ohne Gefahr zu laufen, diese nach baldigem Verlust ihrer gesamten Gold- und Devisenvorräte wieder aufgeben zu müssen. Die Schaffung eines neuen Geldes durch ein internationales Organ begrüßt er aber aus dem Grunde, da sie einen ersten wichtigen Schritt für eine internationale Zusammenarbeit im Hinblick auf das Geldwesen bedeuten würde.

Man kann auch von diesem Plan keine Wunder erwarten, am allerwenigsten die völlige Behebung der Arbeitslosigkeit. Um ein Bild zu benützen, die Maschinerie des Geldwesens, kann zwar, wenn sie schlecht funktioniert, große Schäden verursachen, die Reparatur der Maschine kann aber nicht Fehler ausmerzen, die in ihrer Anlage selbst liegen. Dazu müßte eben die Maschine d. h. in unserem Bild das Wirtschaftssystem selbst geändert werden. Solange jedoch diese Umwälzung des Wirtschaftssystems nicht erfolgt und wir dafür noch zu kämpfen haben, dürfen wir im Interesse der notleidenden Arbeitslosen und Kurzarbeiter auch die Mittel nicht vernachlässigen, die für sie eine Erleichterung bringen können. Daher verdient der hier entwickelte Plan ernste Beachtung, im übrigen auch deshalb, da die internationale Verständigung und Zusammenarbeit, die die Verwirklichung des Planes erheischen würde, selbst erstrebenswerte Ziele darstellen. A. H.

RGÖ. „Revolutionäre“ Gewerkschafts-Opportunisten

Die unter dem Kennwort RGÖ. aufgezogene Gewerkschaftsorganisation der Kommunisten ist keine revolutionäre Opposition, sondern in Wirklichkeit ein oppositioneller Opportunismus, der mit Revolution nicht das mindeste zu tun hat. Opportunisten sind „ideen- und charakterlose Zweckmäßigkeitspolitiker, sie tragen den Mantel nach dem Winde“. So steht's in jedem Lexikon. Aus Zweckmäßigkeit geborene oder getriebene Opposition ist unehrlich. Die RGÖ. ist eine Organisation ideen- und charakterloser Zweckmäßigkeitsopponenten, nicht wie sie von sich behauptet eine Elitetruppe revolutionärer Klassenkämpfer, sondern ein regelloser Haufen wildgewordener Spießbürgernaturen. Sie appelliert an den Egoismus geistig primitiver und indifferenter Schichten der Arbeiterschaft und des proletarisierten Kleinbürgertums. Ihrer „marxistischen“ Analyse und soziologischen Forschungsmethode verdankt die organisierte Arbeiterschaft die Erkenntnis, daß die wahren Klassenkämpfer die Unorganisierten sind. Mit dieser RGÖ.-Parole tritt die gewerkschaftsfeindliche und arbeiterschädliche Politik klar in Erscheinung. Die Kampfmethoden der RGÖ. sind für den Gebrauch innerhalb und außerhalb der Gewerkschaften genau abgestimmt. In den Gewerkschaften kämpft die „revolutionäre“ Opposition für Industrieverbände, gegen die „hohen“ Beiträge, gegen die Bonzen, gegen die Tarifpolitik, für Einhaltung der Tarife, für Streik in Permanenz. Außerhalb der Gewerkschaften gelten folgende Parolen: Für die Unorganisierten, für revolutionäre Betriebsräte, für Massenstreik, für Kampf gegen die Gewerkschaften.

In den Gewerkschaften treten die RGÖ.-Leute als radikale Biedermänner auf, die ihre Mitgliedschaft in der RGÖ. jesuitisch ablegen, um ihr Agitationsfeld und ihre Rechte in der Gewerkschaft nicht zu verlieren. Angesichts der durch die Krise bedingten starken finanziellen Belastung der Gewerkschaften und der großen Zahl ausgesteuerter und jahrelang arbeitsloser Mitglieder, bieten sich ungeahnte Möglichkeiten für eine demagogische Betätigung. Die Arbeit der „Revolutionäre“ besteht darin, das Vertrauen der Mitglieder zu den Gewerkschaften und ihrer Führung zu untergraben und systematisch eine Zersetzung herbeizuführen. Sie finden daher bei all denen Beifall, die nicht aus Überzeugung, sondern mehr aus materiellen Erwägungen heraus organisiert sind. Den größten Teil der Anhängerschaft finden sie unter den jungen Gewerkschaftsmitgliedern, weil sie auf Grund mangelnder Erfahrung und der Unterschätzung des Erreichbaren einem demagogischen Phrasengeklänge leichter zugänglich sind.

„Not und Elend wären geringer, wenn anstatt der bestehenden Berufsorganisationen sieben oder acht große Industrieverbände die Interessen der Arbeiterschaft in Deutschland vertreten würden“, ist ein beliebtes Agitationsargument der Opposition. Solche Parolen werden aber nur in kleinen oder mittleren Verbänden vertreten und finden bei einem „revolutionären“ Publikum begeisterte Zustimmung. Dabei lehrt die einfachste gewerkschaftliche Erfahrung, daß die Gestaltung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse nicht abhängt von der Größe der Organisation, sondern von der Prozentzahl der im Gewerbe oder im Beruf vorhandenen Gewerkschaftsmitglieder. Tatsachen beweisen die Richtigkeit dieser Behauptung. Allerdings gibt nicht nur die Prozentzahl, sondern der aktive gewerkschaftliche Geist und die Konjunktur den Ausschlag bei allen Arbeitskämpfen.

Die Schlagkraft der Gewerkschaften wird weitgehend beeinflußt von der finanziellen Opferwilligkeit der Mitglieder. Daher spielt die Beitragsfrage bei der Agitation der RGÖ. eine wichtige Rolle. In Krisenzeiten wird die Belastung der arbeitenden Kollegen durch Beitragsleistung stärker in Erscheinung treten, weil außer dem ordentlichen Beitrag noch Extrabeiträge für die Ausgesteuerten zu zahlen sind. Hier könnte die in Worten so überreichlich betonte Solidarität „radikaler Kämpfer“ finanziell wirksam werden. Statt dessen besteht die Tätigkeit der „revolutionären Gewerkschaftsopposition“ darin, darauf hinzuweisen, daß die Beiträge zu hoch sind. In allen Gewerkschaften spielt sich diese Art Opposition als Spar- und Abbaukommission auf und macht sich zum Bannerträger der Indifferenz und des Egoismus. Der überzeugte Gewerkschafter muß mit seiner ganzen Person diesen Schädlingen entgegenreten, weil es darum geht, die Gewerkschaften unerschüttert durch diese Krise hindurchzubringen. Vor allem müßte man von einer revolutionären Opposition eine bis ans Äußerste gehende finanzielle Opferwilligkeit erwarten können; denn Revolutionäre aller Zeiten haben nicht nur ihr Gut, sondern auch ihr Blut geopfert. Ausgerechnet der RGÖ. bleibt es vorbehalten, den revolutionären Opfermut durch möglichst niedrige Beiträge zu beweisen. Die Gewerkschaften können aus Gründen der Selbstachtung nicht zu dem Mittel großangelegter Beteiligungen bei Geschäftsleuten und Straßensammlungen greifen, sondern überlassen diese Tätigkeit neidlos jeden revolutionären Strategen,

die sich in der RGÖ. zusammenfinden. Gewerkschaften sind Organisationen des klassenbewußten Proletariats und keine mittelalterliche Betteleinstitution. Die Agitation für Herabsetzung der Beiträge in jetziger Zeit ist eine wohlberechnete Verbrechenartikulation für die finanzielle Aushöhlung der Gewerkschaften und gefährdet die in jahrzehntelanger mühevoller Arbeit geschaffenen Einrichtungen der Arbeiterschaft. Die geforderte „Niedrigkeit der Beiträge“ ist ein Zeichen für die Niedrigkeit der Gesinnung, die sich dahinter versteckt.

Auf derselben Ebene und von den gleichen Kräften ist die Hetze gegen die Bonzen entfesselt worden. Niedertracht und Gemeinheit sind die Triebfeder dieser Agitationsmethode. Mit „revolutionärem Elan“ in Schrift, Sprache und Geste, gewürzt mit Zitaten von Karl Marx, beweisen die Pseudorevolutionäre in der Presse und Gewerkschaftsversammlungen, daß an allem Elend der Arbeiterschaft nicht der Kapitalismus, sondern die Gewerkschaftsbonzen schuld sind. Streikwürger, Streikbrecher, Verräter, Kapitalknechte sind noch einige der zarten Ausdrücke, mit denen die verantwortlichen Funktionäre bedacht werden. Die Hetze gegen die Angestellten hat einen ganz begreiflichen Ursprung. Gewisse Menschen, und davon soll es eine Menge geben, brauchen zu gewissen Selbstverständlichkeiten erst eine Aufseinerung in Form zündender Reden. Diese Dinge sind dem Gewerkschaftsangestelltem durch jahrelange Praxis bekannt, und er hat in seinem Tätigkeitsgebiet jeweils einen genaueren Überblick, wie sich „revolutionäre Theorie und Praxis“ zueinander verhalten. Als verantwortlicher Vertreter der Organisation wird der Angestellte jedem demagogischen Phrasengeklänge entgegenzutreten. Von seiner Stellungnahme hängt in starkem Maße Schädigung oder Erfolg der Organisation und der Mitglieder ab. Trotz der Stellungnahme des Angestellten sind dem sogenannten revolutionären Kampfmut keine Schranken gesetzt, die eigene Unzulänglichkeit wird dann aber hinter einer revolutionären Phrase versteckt, und daher haben wir in Deutschland schon seit einigen Jahren den Zustand, daß ein kampfbereites Proletariat nicht kämpfen kann, weil einige Gewerkschaftsbonzen den Weg versperren. Wer's nicht glaubt, zählt einen Taler in die RGÖ.-Sammelbüchse.

Bis in die letzte Zeit hinein lebte die Agitation der „revolutionären Opposition“ von dem Kampf gegen die Tarifpolitik der Gewerkschaften, „Weg mit dem Tarifvertrag“, „Lohnraub durch Tarifabschluß“ lauteten die Parolen. Auf dem Reichskongreß der RGÖ. 1929, unter der glorreichen Führung des 1930 abgesetzten gelben Oberkellners Marker, wurde zur Tarifpolitik der Gewerkschaften folgendes beschlossen: „Die revisionistische Theorie und Praxis der Gewerkschaftsführer haben die Gewerkschaften ihren Kampfcharakter und verwandelt sie in wirtschaftsfriedliche Tariforganisationen und Unterstützungsvereine. In der Nachkriegszeit sind die reformistischen Führer nicht von diesem Wege abgegangen, sondern haben ihre arbeiterfeindliche Politik weiterentwickelt. Die heutigen Führer der Gewerkschaften sind bewußte Vertreter des „Sozialimperialismus“.“

Herr Merker liegt längst auf dem Schindanger der Geschichte. Kein RGÖ.-Mann wird sich heute noch auf ihn berufen, nur seine klassischen Klassenkampflösungen sind noch zu lesen. Aus den „Sozialimperialisten“ sind „Sozialfaschisten“ geworden. Wie war es doch 1929 so schön, gegen die Tarifvertragspolitik der Gewerkschaften und den Schlichtungsschwindel zu kämpfen. Diese Dinge sind heute bei den Revoluzzern in Vergessenheit geraten, typisch dafür wie die RGÖ.-Führerschaft ihr Publikum einschätzt.

Heute haben sie ihre Vorliebe für die Tarifpolitik entdeckt. Wenn die Unternehmer heute den Druck der Krise benutzen, Lohnreduzierungen durch eine raffinierte Kündigungs- und Neueinstellungspolitik vornehmen, so schreiben die „Revolutionäre“ nach dem Tarifvertrag. Sie sind also heute für Dinge, die sie 1929 noch als wirtschaftsfriedliche, reformistische und arbeiterfeindliche Methoden des Sozialimperialismus angeprangert haben. Ja, die Dinge kommen noch schöner; eine „revolutionäre“ Gewerkschaftsseele ist vielgestaltig und widerspruchsvoll. Der Fabrikarbeiter-Verband sah sich in letzter Zeit genötigt, energische Schritte gegen den immer weiter um sich greifenden negativen Radikalismus einzuleiten. Er beschloß daher in seiner Generalversammlung für solche Industrien, deren Arbeiterschaft schlecht organisiert ist, keine Tarifverträge mehr abzuschließen, um die „revolutionären Unorganisierten“ von der schweren Fessel des Tarifvertrages zu befreien. Schließlich können doch die Unorganisierten ohne einen Pfennig Beitrag zu zahlen nicht den Verband zum Abschluß eines Vertrages in Anspruch nehmen. Früher nahmen sie sich die Freiheit, wenn ein Tarif ihren Erwartungen nicht entsprach, noch Dreckkübel über die Funktionäre auszugießen. Gegen den Beschluß der Generalversammlung des Fabrikarbeiter-Verbandes läßt die RGÖ. ein Flugblatt folgenden Inhalts verbreiten: „Ein tarifloser Zustand bedeutet für die Arbeiterinnen und Arbeiter der Batterie- und Elementenbetriebe eine dauernde Gefahr des Lohnabbaues. Hier zeigt sich die ganze

Niederträchtigkeit der Führung des Fabrikarbeiter-Verbandes. Sie helfen mit an der Durchführung der Unternehmerforderungen auf Abschaffung der Tarife. Sie geben wieder kampflös eine soziale Errungenschaft preis.“

Es springt hier besonders ins Auge, daß nach Ansicht des revolutionären Opportunisten Tarifverträge mit einmal soziale Errungenschaften sind, die nicht kampflös aufgegeben werden dürfen. Wir hörten doch aus dieser Ecke bisher das gerade Gegenteil. Haben sich denn die Unorganisierten jemals Tarifverträge erkämpft? Es entspricht auch hier wieder einer opportunistischen, also ideen- und charakterlosen Zweckmäßigkeitspolitik heute Tarifverträge anzubieten, die vor Jahresfrist noch die Ursache allen Elends waren.

Nun noch einiges zur Streikpropaganda. RGÖ. und Streik gehören zusammen wie Pech und Schwefel. Die RGÖ. ist in ihrer Wirksamkeit nur eine Streik-Auslöse-Organisation. Ist der Streik ausgelöst, dann ist die Tätigkeit der RGÖ. beendet. Alles weitere wird dem Zufall und der Verbreiterung der Kampffront überlassen. Wie stark die Kampffront verbreitert werden kann, hat sich beim Berliner Verkehrsstreik gezeigt. Aus der Verbreiterung ist eine Verbrüderung mit den ärgsten Arbeiterfeinden geworden. Daß sich die Kampfbrüder nachher gegenseitig in Streikabwürger verwandelten, setzt, um mit Teddy Thälmann zu sprechen, dem Faß die Krone auf.

In den Gewerkschaften löst die Streikpropaganda dieser Klassenkämpfer eine sanfte Zurückhaltung aus. Jeder Revoluzzer denkt von andern: Hannemann geh du voran! Weil keiner geht, sind natürlich wieder die Bonzen schuld. Von diesem ewigen Kreislauf, daß immer einer schuld ist, lebt im Grunde genommen die ganze RGÖ.-Propaganda und wird erst sterben, wenn die Dummen alle geworden sind. Die Arbeit des zielbewußten Gewerkschafters wird darauf gerichtet sein, die Politik der RGÖ. als das zu kennzeichnen was sie ist, nämlich eine Politik spießbürgerlicher Zweckmäßigkeitsopponenten; in ihrer Wirkung: reaktionärer gewerkschaftsschädlicher Opportunismus.

E. Huhn.

Längere Freizeit und höherer Lebensstandard

Die Studien über die Steigerung der Arbeitsleistung infolge der Zuhilfenahme von neuen technischen Produktionsmitteln haben zu überraschenden Ergebnissen geführt. Wir setzen sie im groben und ganzen als bekannt voraus. Zur Illustration nur einzelne Zahlen: Die Arbeitsleistung je Arbeiter stieg in Deutschland von 1925 bis 1929 im Kalibergbau um 39, im Steinkohlenbergbau um 35, in den Braunkohlenbergwerken um 39, in der Kohlerstellung um 67, in der Stahlproduktion um 50 und in der Gußeisenproduktion um 41 v. H. In den Vereinigten Staaten stieg die Leistung je Arbeiter von 1919 bis 1927 um 41 v. H. im Bergbau und um 43 v. H. in der Fabrikindustrie, in den Hochöfenbetrieben sogar um 139, in den Stahlwerken um 52 v. H., in den Petroleumraffinerien um 88, in der Zementindustrie um 53, um 97 in der Kraftfahrzeugindustrie, um 163 in der Gummireifenindustrie, um 67 in den Mehlfabriken und um 71 v. H. in den Zuckerraffinerien. Diese Beispiele dürften genügen. Die große Arbeitslosigkeit ist letzten Endes durch diese technischen Umwälzungen verschärft worden. Die Verkürzung der Arbeitszeit bleibt somit der einzige Ausweg aus dem Wirrsal der Zeit. In diesem Zusammenhange sind folgende Auszüge aus dem vom Internationalen Arbeitsamt herausgegebenen Buch „Arbeitszeit und Arbeitslohn“ unumstößliche Wahrheit:

„Die gesteigerte Leistungsfähigkeit der Industrie infolge des raschen technischen Fortschrittes der letzten Jahre hat dringender denn je die Frage aufgeworfen, wie die vorhandenen Hilfsquellen an Zeit und Material sozial am besten zu verwerten sind. Die zur Erreichung eines bestimmten Lebensstandards erforderliche Gesamtmenge an Gütern und Diensten kann nunmehr von weniger Arbeitnehmern als früher oder bei gleicher Zahl von Arbeitnehmern in kürzerer Zeit beschafft werden. Mit der gleichen Zahl von Arbeitnehmern könnte bei unveränderter Arbeitszeit eine größere Gütermenge erzeugt werden. Die Welt steht hier vor einer eindeutigen Wahl. Sie muß entweder eine Höchstmenge von materiellem Reichtum oder eine längere Freizeit wählen oder eine Verbindung zwischen beiden Lösungen. Wirtschaftler, Ingenieure und Industrielle scheinen darin einig zu sein, daß die Leistungsfähigkeit der Industrie schnell zunimmt und daß mit einer weiteren Steigerung gerechnet werden muß. Wenn dies der Fall ist, so hat die Behauptung, daß die Welt zur Verwertung eines größeren materiellen Reichtums vor allem mehr Freizeit benötigt, um die Kunst des Verbrauchs und der sinnvollen Lebensgestaltung vertiefen zu können, noch mehr Berechtigung. In diesem Sinne ist die Einführung einer kürzeren Arbeitswoche nicht nur eine unter den augenblicklichen Umständen zweckentsprechende Maßnahme, sondern ein wesentlicher Faktor für jede soziale Planung auf lange Sicht.“

VERBAND UND BERUF

Herzlichen Dank

Es sind so viele, die mich zu meinem 25jährigen Angestellten-Jubiläum beglückwünscht haben, daß ich bitten muß, meinen herzlichen Dank durch diese Zeilen aussprechen zu dürfen.

P. LEINEN.

Die deutsche Tapetenindustrie in der Statistik der Gewerbeaufsichtsbeamten

Von der Statistik der Gewerbeaufsichtsbehörden werden nur die Betriebe mit fünf und mehr Arbeitnehmern erfaßt. Infolgedessen gibt die Statistik kein vollständiges Bild von dem Stand der einzelnen Gewerbe, sie läßt aber die Möglichkeit zu, den gegenwärtigen Umfang der Tapetenindustrie ungefähr festzustellen. Da in der Tapetenindustrie die kleinen Betriebe mit weniger als fünf Arbeitnehmer eine kleine Minderheit bilden, im Gegensatz zu anderen Gewerben, wo der Kleinbetrieb vorherrscht, so ist die Beurteilung nach dieser Statistik durchaus möglich.

Die Statistik der Gewerbeaufsichtsbeamten für 1931 führt 57 Betriebe mit 2977 Arbeitern und 894 Angestellten, zusammen 3871 beschäftigte Personen in der Tapetenindustrie an. Von den Arbeitern waren 568 weibliche und von den Angestellten 216 weibliche Personen. Jugendliche im Alter von 14 bis 16 Jahren waren in der Tapetenindustrie 75 beschäftigt, davon 10 weibliche und 65 männliche.

Großbetriebe mit 50 und mehr Arbeitnehmer gab es 32, in denen insgesamt 2525 Arbeiter und 744 Angestellte beschäftigt waren. Die Zahl der Mittelbetriebe mit 5 bis 49 Arbeitnehmer betrug 25. In diesen waren 452 Arbeiter und 150 Angestellte, zusammen 602 Personen, beschäftigt.

Vergleichshalber sei erwähnt, daß bei der gewerblichen Betriebszählung im Jahre 1925 in der Tapetenindustrie 83 Betriebe mit 4050 beschäftigten Personen gezählt wurden. In dieser Zählung sind auch die Kleinbetriebe mit weniger als fünf Personen enthalten.

Unter dem Druck der Wirtschaftskrise, die eine anhaltende Betriebs Einschränkung nach sich zog, ist die Zahl der Großbetriebe gesunken. Im Jahre 1929 wurden 34 Großbetriebe und 1928 36 Großbetriebe ermittelt. Von 1929 bis 1931 nahm die Zahl der Großbetriebe um 4 ab. Dieser Rückgang ist darauf zurückzuführen, daß durch Arbeiterentlassungen die Betriebsbelegschaft unter 50 sank, wodurch solche Betriebe nicht mehr als Großbetriebe gezählt werden. Mittelbetriebe gab es im Jahre 1929 22 und 1928 25.

Insgesamt wurden 1929 55 Betriebe, also einer weniger als 1931 in der Tapetenindustrie festgestellt, in denen 4265 Arbeiter und Angestellte, also 394 mehr als 1931 beschäftigt waren. Im Jahre 1928 wurden 59 Betriebe, zwei mehr als 1931, und 4288 beschäftigte Personen, also 417 mehr als 1931. Der Beschäftigungsgrad ist also ganz erheblich gesunken, was deutlich in der Verminderung der Beschäftigtenzahl zum Ausdruck kommt.

Die folgende Aufstellung zeigt den Stand nach dieser Statistik:

	Betriebe insgesamt		Großbetriebe		Mittelbetriebe	
	Betriebe	Personen	Betriebe	Personen	Betriebe	Personen
1931	57	3871	32	3259	25	602
1929	56	4265	34	3701	22	564
1928	59	4288	36	3551	23	537

Die Zahl der Beschäftigten verteilte sich wie folgt:

	Betriebe insgesamt		Großbetriebe		Mittelbetriebe	
	Arbeiter	Angestellte	Arbeiter	Angestellte	Arbeiter	Angest.
1931	2977	894	2525	744	452	150
1929	3387	878	2954	747	435	131
1928	3414	874	3015	738	401	136

In Preußen liegen 44 Betriebe der Tapetenindustrie, die 2857 Personen beschäftigen. Davon sind 24 Großbetriebe. Sachsen hat 5 Betriebe mit 352 Personen, Baden 5 Betriebe mit 571 beschäftigten Personen, Anhalt 2 Betriebe und Bayern 1 Betrieb, in dem 1931 nur 9 Personen beschäftigt waren. In den Ländern Württemberg, Thüringen, Hessen, Oldenburg, beide Mecklenburg, Braunschweig, Lippe, auch in den drei Hansestädten Hamburg, Bremen und Lübeck gibt es keine Tapetenindustrie.

Preisausschreiben der Bucharbeiter Belgiens

Dem Beispiele anderer Länder folgend, hat der Vorstand des Verbandes der Bucharbeiter von Belgien beschlossen, den Mitgliedern, welche dem Verbands mindestens 25 Jahre angehören, eine Anerkennung in Form einer Urkunde bzw. einer Ehrennadel zu zollen. Zur Erlangung von Entwürfen hat der Verbandsvorstand ein Preisausschreiben veranstaltet; für das Diplom sind drei Preise von je 150, 100 und 50 Frank ausgesetzt, für einen Entwurf für die Ehrennadel jeweils die Hälfte.

Die Urkunden usw. sollen erstmalig am 1. Mai 1935 an insgesamt 434 Mitglieder, das ist etwa der zehnte Teil der Gesamtmitgliedschaft, zur Verteilung kommen, und zwar sind vorhanden drei Mitglieder, die auf mehr als 50 Jahre der Zugehörigkeit zum Verband zurückblicken können, bei 97 handelt es sich um mindestens 35 Jahre und bei 334 um 25 Jahre und darüber.

Ehrenrettung des Umdruckes

Hält man einen Rückblick über das letzte Dutzend Jahre und läßt die technischen Neuerungen sowie Umgruppierungen im Arbeitsprozeß selbst Revue passieren, so muß man feststellen, daß der Umdruck in besondere Mitleidschaft gezogen wurde, trotzdem er sich bei Aufkommen der modernen Photolithographie in der Wiedergabe feiner Rasterföne als sehr anpassungsfähig erwies; denn der Umdrucker hatte auch viel dazugelernt. Und wenn man still zurückdenkt an die ersten Nachkriegsjahre, als es noch keine Kopiermaschinen gab und der Offsetdruck sich doch in aufsteigender Linie bewegte, so muß man sagen, diese Aufwärtsentwicklung war nur möglich durch die Anpassungsfähigkeit des Umdruckes. Er kam ins Hintertreffen, als durch die weitere Einführung der Maschinenplattenkopie sowie Aufstellen von Kopiermaschinen eine sogenannte farbspärende Ara eingeleitet wurde. Ohne Zweifel konnte durch die direkte Maschinenplattenkopie, gleichviel ob durch direkte Eiweiß-, Positivkopie oder Offsettieft, die Farbskala verringert werden, da der Tonreichtum des Rasterbildes in seiner Struktur besser und klarer gewahrt blieb als durch Umdruck. Beim Umdruck wird der Fettgehalt des umgedruckten Rasterpunktes immer das Bestreben haben, auch seitwärts in die poröse Umgebung des Zinks einzudringen, mithin den Rasterpunkt fransig zu vergrößern. Alles Entgegenwirken seitens des Umdruckers, diese Eigenschaft der Fettfarbe zu korrigieren, magere Umdruckabzüge oder gründliches Spitzätzen der Originalkopie, haben eine unkontrollierbare Tonwertverschiebung und teilweise Deformierung der Rasterpunkte zur Folge. Entweder gingen die feinen verlaufenden Rasterföne flöten oder aber trotz magerer Umdruckabzüge ging vielfach die Zeichnung in den Schattenpartien verloren, sie ersoff in Farbe. Trotzdem muß gesagt werden, daß sich Virtuosen unter den Umdruckern herausgebildet haben, um das Beste durch Umdruck herauszuholen. Abgesehen von Rasterarbeiten ist auch heute noch der Umdruck der gegebene lithographische Mittler zum Maschinendruck. Nun konnte man ja sagen — und es wurde auch hundertfach behauptet — die Situation ist klar, rein lithographische Dinge werden umgedruckt, die Arbeiten der mechanischen, der Photolithographie werden kopiert, wo die Kopie einzeln fliegt der Umdrucker oder stellt sich zum Kopierer um. Das klang so einfach und war es doch nicht. Und seien wir ehrlich, so einfach, so folgerichtig ist es auch heute nicht trotz fast überall eingeführten Kopierprozessen, trotz der verschiedenartigsten photolithographischen Verfahren, die sich zwangsläufig, so kurios es klingt, in umgekehrten Kausalzusammenhang entwickeln mußten. Die Sache war doch so: die Kopiermaschinen und Kopiermethoden kamen, waren da, aber außer dem sehr guten indirekten photolithographischen Verfahren, also Halbtönenegativ, dann Halbtondiapositiv, Retusche mit Endergebnis Rasternegativ, gab es keine Möglichkeit, die Kopiermethoden für farbige Arbeiten in Anwendung zu bringen. Heute, nachdem die fast unnatürliche Ausbreitung des Offsetdruckes in engere Bahnen gezwungen wurde, kann man auch eine Teilursache der Einengung des Offsetdruckes erkennen. Ein Teil der Ursachen des Rückganges im Offsetdruck liegt letzten Endes in dem, daß verschiedene neuere, künstlich gezüchtete photolithographische Verfahren die Erwartungen nicht erfüllt haben und erfüllen, die auf sie gestellt wurden. „Scharfer oder unscharfer Punkt ist hier immer noch die wirklich unnütze Frage“, die die Gemüter bewegt, der nüchterne Praktiker stand und steht nur zum scharfen Punkt, gleichviel ob Kopie oder Umdruck in Frage kommt. Daneben kommt aber noch hinzu, daß eine verwerfliche Luderei in der Platten- resp. Kopiervorlagerherstellung, also in den verschiedensten Formen der

Farbtonwert-Retusche, meist gang und gäbe geworden ist wie in den schlimmsten Zeiten des Ansichtspostkartentumes.

Die Endresultate dieser Methoden, die mitgeholfen haben eine geradezu hysterische Schmutzkonzurrenz und Termindschinderei heranzuzüchten, waren, sind und können trotz Maschinenplattenkopie nur schwammiger, kontrast- und zeichnungsloser Offsetdruck sein, vor dem mancher zurückerschreckt und zum Farben-Buchdruck greift.

Aber deshalb braucht man sich nicht zu wundern, daß einem hier und da Offsetdrucke in die Hände kommen, die, obgleich deren Ursprung nur verarbeitete Steinkopie darstellt, dann umgedruckt anerkennenswerte Leistungen darstellen. Was sind die Ursachen solcher Resultate? Nun erstens eine verständnisvolle, technisch einwandfreie Bearbeitung der Steinkopie durch den Lithographen und zweitens ein ausgezeichneter Umdruck. Ja, klappt hier und da eine Maschinenplattenkopie nicht, und das soll öfters vorkommen, dann wird in solchen Notfällen zum Umdruck zurückgegriffen.

So lag es nahe, daß irgend ein Fachmann, der all die Schmerzen der überstürzt sich entwickelnden photomechanischen Technik und Verschönerungen im Arbeitsprozeß fühlte und spürte, auf den Gedanken kam, den in jeder Hinsicht der Nutzform des Maschinendruckes beweglichen Umdruck stabiler, kopieähnlicher zu gestalten mit dem Endzweck und Resultat, den umgedruckten Rasterpunkt in seiner bestimmten festumrissenen scharfen Form im Zink zu verankern, ohne daß ein fransiges Dickwerden erfolgt, auch jede Künstelei beim Abzumachen fortfällt.

Das „Eggen-Umdruck-Verfahren“ hat hier wohl wirklich etwas Gutes, Positives geschaffen und den Arbeitsgang des Umdruckes in einigen Phasen kopierähnlich gestaltet und ihm damit zur neuen Stabilität verholfen.

Das Prinzip des Arbeitsganges dieses Verfahrens sei kurz aufgezeigt. Die Umdruckabzüge, auch Abzüge von Buchdruckschriften werden nicht mit Fettfarbe, sondern mit Federfarbe oder irgend einer anderen beliebigen Druckfarbe gemacht. Während bisher die Fettfarbe die Voraussetzung einer Fettverbindung mit der Platte war, ist dies beim „Eggen-Verfahren“ nicht nötig. Der Umdruckabzug hat hier lediglich den Zweck, die Zeichnung auf die Platte zu fixieren, da die Fettverbindung später erfolgt. Die Abzüge mit Federfarbe verhindern das Quetschen der Zeichnung, so daß, da die Federfarbe einen scharfen, kontrastreichen Abzug erlaubt, der Umdruck wirklich ein originalgleicher wird. Die Platte selbst wird vorher entsäuert, das Überziehen erfolgt wie bisher. Hierauf wird besonders geätzt, ohne daß die Federfarbe in Mitleidschaft gezogen wird, und die ganze Platte mit einer besonderen gummiartigen Schicht überzogen und getrocknet. Durch diese Methode ist der Platte die Fettempfindlichkeit genommen, der Punkt kann sich nicht seitlich verbreitern. Nach dem Auswaschen unter dieser Gummischicht wird die Platte mit einer aus besonderen Fett- und Harzstoffen bestehenden Masse eingegeben. In der durch das Auswaschen freigelegten Zeichnung verankert sich das Fett nur nach unten, während die Harzbestandteile nach oben verharzen und die Fettschicht schützen. Auf einer Heizplatte wird nun die Platte erwärmt und hauchdünn mit einer Schutzfarbe versehen, mit Asphalt und Talkum eingestaubt und in warmem Wasser entwickelt, bis die Zeichnung klar erscheint. Nun erfolgt eine kräftige Atzung. Anschließend wird gummiert und ausgewaschen. Die Platte ist druckfertig ohne daß die Handwalze in Tätigkeit trat. Der Rasterpunkt, der feinste Gravrastriech ist derart stabil, von unveränderlicher, fester scharfumrissenen Form wie im Offsettieft.

An Hand von Maschinendruck nach dieser Umdruckmethode demonstrierte Herr Eggen vor kurzem in Leipzig sein Verfahren vor einem kleinen Zirkel der technischen Arbeitsgemeinschaft. Alle Teilnehmer dieser Zusammenkunft konnten sich nicht der zwingenden Beweisführung entziehen und die praktischen Ergebnisse, auch ein Maschinenbogen in einer Leipziger Druckerei am selben Tage von Herrn Eggen in seinem Verfahren hergestellt, demonstrierte für dieses Verfahren, das jetzt nach mehrfachem Bestehen der sogenannten Feuerprobe in verschiedenen Betrieben Fuß gefaßt hat und weiter an Boden gewinnt. Eine Neueinrichtung ist bei diesem Verfahren nicht nötig außer einer unbedeutenden, die, sofern nicht vorhanden, von Haushandwerkern ausgeführt werden kann. Die Lizenzgebühr ist gegenüber anderen Verfahren gering, wirklich der jetzigen Wirtschaftslage angepaßt und stellt letzten Endes nur eine angemessene Gebühr an den Erfinder dar. Jede Arbeit muß außer ihrer inneren Befriedigung auch einen materiellen Gewinn bringen.

Die Originalsteinkopie war und ist für den Lithographen wohl eine der übersichtlichsten Arbeitsweisen, da er das positive Bild in klaren,

* Hanns Eggen, Betriebsleiter, Hannover, Brühlstraße 11 A.

schwarzen Rasterpunkte vor sich hat. Daß es bei Bearbeitung der Steinkopie lediglich an der Geschicklichkeit des Lithographen liegt, wirklich Gutes hervorzubringen, braucht nicht weiter erwähnt zu werden. Einmalige photographische Farbsatzaufnahme ist eine besonders preiswürdige Seite dieses direkten Verfahrens. In Verbindung mit dem neuen „Eggen-Umdruck“ könnte eine wesentliche Qualitätssteigerung erzielt werden. Würde es gelingen, die bisherige Steinkopie durch irgend eine Kombination mit der besonderen Zwischenphase im „Eggen-Verfahren“, speziell den kopierten Rasterpunkt in seiner Deckung so fest zu gestalten, daß ähnlich wie bei der Hausleiterplatte im partiellen Ätzprozeß der Rasterpunkt nur von den Seiten her gleichmäßig kleiner geätzt werden kann, ohne daß der sogenannte Mottenfraß entsteht, dann wäre die Bearbeitung der Steinkopie viel sicherer, kontrollierbarer als irgend ein Ätzprozeß auf Rasternegativen oder Diapositiven. Für besondere Qualitätsarbeiten, Kunstblätter usw. ist natürlich ein indirektes Verfahren, dessen endgültiges Kopiermaterial, gleichviel ob Rasternegativ oder Diapositiv, immer das gegebene, sofern der Rasterpunkt scharf, also hoffrei ist. Mit solchem Kopiermaterial wird man natürlich auch die besten Steinkopien erzeugen, die nach dem „Eggen-Verfahren“ umgedruckt, Maschinenplatten ermöglichen die mit kopierten Platten wohl in Wettbewerb treten können.

Georg Krey.

Lohnt es, sich noch weiter im graphischen Beruf zu bilden?

Diese wiederholt in der „Graphischen Presse“ angeschnittene Frage darf vielleicht auch einmal von einem „Außensteher“ zu beantworten versucht werden, und zwar in durchaus positivem Sinne; denn wenn es sich nicht mehr lohnt, sich im Beruf weiter zu bilden, dann lohnt es auch nicht, im Beruf zu bleiben. Aber was dann? Einen anderen Beruf ergreifen? Betrachten wir zwei Beispiele, die weder mit dem graphischen Beruf noch miteinander etwas zu tun haben: die Frisur und die Musik! Zugegeben, es gibt unter ihnen manchen Stümper, mit denen sich ein Lithograph nicht auf eine Stufe stellt. Gibt es aber in beiden Berufen nicht auch Künstler in ihrem Fach? Es sei nur erinnert an einen Theaterfriseur oder an ein Mitglied einer Opern-Kapelle. Also haben die beiden Berufe doch Berührungspunkte im Theater. Doch Scherz beiseite: Es sind diese beiden, ganz abseits von der Graphik liegenden Berufe herausgegriffen worden, um zu zeigen, daß auch anderweit „ein großer Kreis von ... Fachleuten aus der Tätigkeit ihres erlernten Berufes ausgeschaltet ist“.

Wie ernst dieses Problem in beiden erwähnten Berufen ist, dafür nur zwei Beispiele aus allerneuester Zeit: Der Internationale Kongreß der Friseurgehilfen in Dresden vom September v. J. beschäftigte sich mit der Frage: „Wo bleiben die älteren Friseurgehilfen?“ Bei den Frisuren liegt es meistens so: der ältere Gehilfe wird vor die Alternative gestellt, sich entweder selbstständig zu machen unter allen Umständen oder aber seinen Beruf an den Nagel zu hängen. Ganz anders bei den Musikern. Erst im November ging eine Notiz durch die Tagespresse, welche besagt: „Wirt-

schafts- und Mechanisierung der Musik haben sich geradezu verhängnisvoll auf die Verhältnisse im Musikerberuf ausgewirkt. Der Tonfilm allein verdrängte 12 000 Musiker aus ihren festen Arbeitsstellen ...“

So meine Herren Graphiker! So sieht es in anderen Berufen aus! Und der Verfasser des Artikels in Nr. 45 der „Graphischen Presse“ vom 11. November 1932 hat recht, wenn er schreibt: „daß man sich selbst aufgibt, wenn man das Interesse am Beruf aufgeben wolle ...“

Vom Schlichtungsausschuß in Brüssel

Für die Branche der Graveure hatten die in Betracht kommenden Firmen einfach selbstherrlich bestimmt, daß die Löhne um 10 Proz. gekürzt und die Feiertage nicht mehr bezahlt werden. Da die Berufsangehörigen sehr schwach organisiert sind, konnte der Verband der Bucharbeiter nichts weiter unternehmen, als zu versuchen, durch freiwillige Vereinbarung vor dem Schlichtungsausschuß wenigstens eine Milderung dieser doppelten Verschlechterung zu erlangen. Dies war jedoch nur bei zwei Firmen in sehr bescheidenem Umfang möglich, indem sich dieselben bereit erklärten, wenigstens vier Feiertage pro Semester zu bezahlen, während es sich bisher um sieben bis acht Festtage handelte, die bezahlt wurden.

Dieser unbefriedigende Ausgang der Verhandlungen kommt daher, daß die Firmen es verstanden hatten, ihre organisierten Arbeiter wegen „Arbeitsmangel“ aus den Betrieben zu entfernen und nur noch solche zu beschäftigen, welche dem christlichen Verbands angehören. Es bleibt abzuwarten, ob die Firmen bei einem Konjunkturmachung nicht doch noch werden Zugeständnisse machen müssen.

„Das elektrische Auge“

Der Zeitung unserer amerikanischen Kollegen, dem „Lithographischen Journal“, entnehmen wir folgenden Bericht:

Eine ernste Bedrohung der Photo-Graveure, welche auch die Steindruckerei treffen dürfte, ist das „elektrische Auge“, eine Maschine, die wie eine gewöhnliche Drehbank aussieht, die aber unter dem führenden Auge der elektrischen Zelle Halbtouren-Gravüre macht ohne Säure in wenigen Minuten. Seine verschiedenartigen Anwendungen wurden neulich in New York City vorgeführt.

Die Maschine ist fähig, durch rapides Erforschen mittels des „elektrischen Auges“ ein Licht- oder gemaltes Bild (Photo oder Farbe) automatisch zu gravieren auf Zinkplatten, drei Farbenplatten, worüber der Erfinder, Walter Hovey, Direktor der internationalen Zeitungs-Photos, erklärte, er könnte innerhalb einer halben Stunde produzieren, wozu bei der bisherigen Methode sechsunddreißig (36) Stunden erforderlich sind und zu einem Bruchteil der bisherigen Kosten.

Walter Hovey, welcher bei der obigen öffentlichen Demonstration referierte und einen Assistenten zu Hilfe hatte, machte ein Lichtbild von der Versammlung, entwickelte es, kopierte es und machte mit Hilfe seiner Maschine eine Gravur auf eine Zinkplatte in ungefähr 25 Minuten. R. S.

Grün und braun, neue Bildtöne

Von nun an kann jeder Amateur ohne nachträgliche Tonung harmonische Abzüge in grünem oder braunem Bildton anfertigen.

Verdex, das neue Papier mit der grün entwickelnden Emulsion ist genau so einfach zu behandeln wie irgend ein anderes Lupe-Papier. Jeder normale Entwickler, der bei Verwendung von Lupe-Papier blaueschwarze Töne ergibt, kann gebraucht werden und Verdex gibt dann bei einer unbedeutenden Belichtungsverlängerung prächtige grüne Töne. Verdex entspricht in der Gradation dem bekannten Lupe-Normal und wird in den Größen 6 1/2 x 9, 9 x 12 und 13 x 18 cm in glänzend und velvet und als Postkarten halbmatt geliefert.

Die neu geschaffene, braunschwarz entwickelte Spezial-Emulsion „Lupe-Chamois-Braun“ bringt erst die vornehme, reizvolle Stimmung in den Chamois-Abzug, die man bisher mit dem blaueschwarzen Silberbildton auf chamois Untergrund nicht zu machen vermochte. Jetzt aber fügt sich Bildton und Untergrundfärbung zu einem harmonischen Ganzen und es wird eine Bildwirkung erzielt, die dem Auge des Beschauers wohl tut. Erhielt man früher meist frostige Abzüge, so besticht heute die sonnige Wärme, die bei allen vier Gradationen von dem Bilde ausgeht. Lupe-Chamois-Braun wird von weich bis extrahiert in sämtlichen Formaten geliefert und entspricht auch in seinen sonstigen Eigenschaften (Empfindlichkeit und Gradation) dem weißen Lupe-Papier.

Vom Büchertisch

Planwirtschaft. Von Paul Herberg (Professor Doktor an der Universität Jena). Verlags-Gesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, Berlin SW 19. Organisationspreis 1,25 Mark.

Schon die Aufsätze, in denen der Verfasser im Laufe des letzten Jahres einzelne Fragen der Planwirtschaft behandelte, haben in der Öffentlichkeit Interesse und Beachtung gefunden und zu lebhaften Auseinandersetzungen geführt. In der vorliegenden Schrift werden nun die Hauptprobleme der Planwirtschaft zusammenhängend untersucht. Niemandes weicht sie der notwendigen Auseinandersetzung mit den Schlagworten des Tages aus. Hervorgehoben sei z. B. die Aufdeckung der Zusammenhänge von Planwirtschaft und Autarkie. Seine Hauptaufgabe sieht der Verfasser aber in der Klärung der Grundfragen aller Planwirtschaft.

Kann Planwirtschaft Krisen verhüten? Kann Planwirtschaft gerecht verteilen? Kann Planwirtschaft richtig wirtschaften? Welche Wege führen zur Planwirtschaft? Diese Fragen werden in knapper klarer Form gestellt und beantwortet.

„Urania“. Kulturpolitische Monatshefte über Natur und Gesellschaft. Urania-Freidenker-Verlag, Jena. Vierteljährlich 1,60 Mark.

Im Heft 4 der „Urania“ wird wirklich eingehend das Verfahren der Hellscher auf Grund jahrelanger Beobachtung von Autoritäten wie Fred Marion, Erik Jan Hanussen u. a. und durch Nachahmung dieser Experimente an zahlreichen Personen dargestellt. Außerdem enthält das Heft einen interessanten Beitrag des bekannten Biologen G. von Frankenberg über das Zwittertum und andere natur- und gesellschaftswissenschaftliche Beiträge, unter anderem eine Schneckenfarm in Deutschland, Spuren der Römer, die Bedeutung der Eiswache im Nordatlantik u. v. a. m. Die Illustration ist wie immer vorzüglich. Selten wird man auf so knappem Raum gleich viel Wissenswertes in gemeinverständlicher Form zusammengedrängt finden.

Den Toten zum Gedächtnis!

1932.

† Am 9. November in Wuppertal **Otto Langwieler**, Steindrucker aus Nächstebreck, 20 Jahre alt, an Lungentuberkulose, krank 4 Wochen und 2 Tage. — Eingetretten in Wuppertal am 5. Oktober 1930 (vorher Mitglied der Lehrlingsabteilung seit 2. Januar 1927).

† Am 12. Dezember in Lahr i. B. **Wilhelm Bohro**, Steindrucker aus Kuhnbach, 66 Jahre alt, an Lungentzündung, Invalide seit 20. April 1930. — Eingetretten in Lahr i. B. am 1. Januar 1895.

† Am 13. Dezember in Berlin **Max Oswald**, Lithograph aus Crösten b. Saalfeld i. Th., 49 Jahre alt, plötzlich an Herzschlag. — Eingetretten in Berlin am 2. November 1924.

† Am 13. Dezember in Berlin **Rudolf Drasdo**, Steindrucker aus Berlin, 24 Jahre alt, an Lungentuberkulose, krank 24 Wochen. — Eingetretten in Berlin am 4. September 1927 (vorher Mitglied der Lehrlingsabteilung seit 16. August 1925).

† Am 16. Dezember in Leipzig **Hermann Anders**, Retuscheur aus Niederoderwitz b. Zittau, 60 Jahre alt, an Herzlähmung, krank 1 1/2 Jahr. — Eingetretten in Leipzig am 2. März 1919.

† Am 16. Dezember in Heidenau Bez. Dresden **Ernst Klöse**, Steindrucker aus Kobelnick Kr. Neumarkt i. Schl., 37 Jahre alt, an Zuckerkrankheit, krank 26 Wochen. — Eingetretten in Mügeln (Heidenau) am 13. April 1913 (vorher Mitglied der Lehrlingsabteilung seit 6. März 1910).

† Am 17. Dezember in München **Wilhelm Opitsch**, Steinschleifer aus Obermattshofen, 82 Jahre alt, an Altersschwäche, Invalide seit 3. April 1921. — Eingetretten in München am 1. Januar 1895.

† Am 19. Dezember in München **Wilhelm Schilling**, Steindrucker aus Wanfried, 68 Jahre alt, an Lungentzündung, Invalide seit 2. November 1930. — Eingetretten in Kaufbeuren am 14. Februar 1890.

† Am 19. Dezember in Braunschweig **Albert Krüger**, Steindrucker aus Braunschweig, 56 Jahre alt, an Zuckerkrankheit, Invalide seit 29. August 1932. — Eingetretten in Braunschweig am 2. Juli 1905.

† Am 24. Dezember in München **Hans Schrembs**, Chemigraph aus München, 34 Jahre alt, an Blutsturz, krank 3 Wochen. — Eingetretten in München am 6. August 1916 (vorher Mitglied der Lehrlingsabteilung seit 13. Oktober 1912).

† Am 25. Dezember in Leipzig **Oskar Michel**, Chemigraph aus Leipzig-Neu-Reudnitz, 64 Jahre alt, plötzlich an Schlaganfall. — Eingetretten in Leipzig am 1. Januar 1904.

† Am 25. Dezember in Leipzig **Max Schleinitz**, Lithograph aus Leipzig, 69 Jahre alt, an Magenoperation und Lungenabszeß, krank 10 Wochen. — Eingetretten in Leipzig am 28. Dezember 1919.

† Am 26. Dezember in Frankfurt a. M. **Servatius Komo**, Steindrucker aus Weißkirchen (Hessen), 73 Jahre alt, an Magenkrebs, Invalide seit 16. Mai 1928. — Eingetretten in Frankfurt a. M. am 1. Januar 1893.

† Am 26. Dezember in Dresden **Max Reinhardt**, Steindrucker aus Kaitz b. Dresden, 58 Jahre alt, an Venenentzündung und Blutvergiftung, krank 8 Wochen und 2 Tage. — Eingetretten in Dresden am 1. November 1903.

† Am 27. Dezember in Glogau i. Schl. **Theodor Bock**, Steindrucker aus Altona, 76 Jahre alt, an Schlaganfall, Invalide seit 5. Mai 1928. — Eingetretten in Magdeburg am 1. Juli 1891.

Ehre ihrem Andenken!

Zur gef. Beachtung! Wir bitten sämtliche Mitgliedschaftsvorstände uns von jedem Todesfall mit Angabe der Mitgliedsnummer, Art und Dauer der Krankheit usw., unter Beifügung des Mitgliedsbuches und der Sterbeurkunde stets sofort Mitteilung zu machen. Wenn der Verstorbene eine unterstützungsberechtigte Witwe hinterläßt, wolle man uns auch gleich deren Personalien (Rufnamen, Geburtstag und -jahr) mitteilen. Der Verbandsvorstand.